

9. November 2018  
18 Uhr, Deutsches Hygiene Museum Dresden  
WIE WIR UNS ERINNERN WERDEN  
Zum 80. Jahrestag der Reichspogromnacht 1938

Sehr geehrter Prof. Vogel,  
Meine Damen und Herren,  
liebe Gäste,

„Worte können wie winzige Arsendosen sein. Sie werden unbemerkt verschluckt, sie scheinen keine Wirkung zu haben, und nach einiger Zeit ist die Giftwirkung doch da“, schreibt Victor Klemperer in „LTI – Notizbuch eines Philologen“.

In seiner 1947 erschienenen Analyse der Sprache des Dritten Reiches zeichnet der Dresdner Romanist nach, wie die NS-Ideologie über ihr Vokabular schleichend Eingang in die Alltagssprache und Köpfe zahlloser Menschen fand.

2018, über 70 Jahre später, erfährt diese kluge Beschreibung der Macht der Sprache eine neue traurige Aktualität: Wir beobachten, dass die ungeschriebenen Sagbarkeitsregeln neu verhandelt werden. Rechtspopulistische Hetze und diskriminierende Zuschreibungen finden längst nicht mehr nur in der Anonymität der sozialen Medien statt. Sie durchdringen öffentliche Debatten, werden salonfähig.

An was erinnern Sie sich, wenn ich Sie frage, welches Ereignis für Sie prägend war?

Welche Begegnung Ihr Leben verändert hat?

Welches Bild Sie nie vergessen werden?

Nehmen Sie sich einen Moment Zeit und versuchen Sie sich zu erinnern.

Vielleicht stellen Sie fest, dass Sie sehr unterschiedliche Ereignisse in Ihrer Erinnerung aufbewahren, dass Sie damit sehr verschiedene Gefühle und Bilder verbinden – und dass es nicht immer ganz leicht ist, spontan und schnell auf solche Fragen zu antworten.

Manche von Ihnen werden an historische Ereignisse denken, die auch andere Menschen um Sie herum betrafen, andere vielleicht an die historischen Ereignisse des ganz privaten Lebens: das erste Mofa (die erste Simson), die Hochzeit, Elternsein.

Und wenn Sie einmal ein kleines Experiment im Kreis von Familie, Partnerinnen und Partnern oder Freundinnen und Freunden durchführen, werden Sie bemerken, wie vielfältig die Erinnerungen an bestimmte gemeinsame Ereignisse sind. Familienfeiern bieten sich zu solch einem Experiment an. Wahrscheinlich haben viele von Ihnen diese Momente schon erlebt. Und auch erlebt, wie unterschiedlich dann diese Erinnerungen ausfallen.

Der 9. November ist für uns in Deutschland ein ganz besonderes Datum. Es gibt keinen Tag im Jahresverlauf, an dem solch prägnante historische Ereignisse sich in der jüngeren deutschen Vergangenheit abgespielt haben. Es ist der Tag, an dem Philipp Scheidemann die erste deutsche Republik, die erste Demokratie in Deutschland ausgerufen hat – heute genau vor 100 Jahren. Erinnern wir uns?

Heute vor 29 Jahren saß ich als Student mit meinen Mitbewohnern in unserer WG-Küche und wir beobachteten ziemlich perplex, was sich in Berlin abspielte. Niemand von uns kam auf die Idee, dorthin zu reisen und es mitzerleben. Ich ahnte nicht, dass der Mauerfall auch mein weiteres

Leben beeinflussen würde. Vielleicht kann ich mich gerade deshalb noch gut an diesen Abend erinnern. Bereits hier wird die Spannweite der möglichen Erinnerungen deutlich.

Heute vor 80 Jahren wurden hier in Dresden und überall in Deutschland Geschäfte und Wohnungen zerstört. Es wurde ein von Gottfried Semper erbautes Gotteshaus angezündet. Dresdnerinnen und Dresdner wurden am folgenden Tag vor diesem Gotteshaus misshandelt und gedemütigt, andere wurden in Konzentrationslager verschleppt. Andere Dresdnerinnen und Dresdner verfolgten das johlend – wenn sie nicht dabei waren, zerstörte Wohnungen und Geschäfte zu plündern.

Die Bilder dieser Gräueltaten sind tief in unserem kollektiven Gedächtnis verankert. Wir wissen, wovon wir sprechen, wenn wir uns an die Novemberpogrome des Jahres 1938 erinnern wollen. Erinnern an ein Ereignis, das wir – das gilt jedenfalls für den überwiegenden Personenkreis – nicht selbst aktiv miterlebt haben. Dennoch haben wir die passenden Bilder dazu parat. Und natürlich basiert diese Erinnerung auf dem Wissen darüber, was danach passiert ist.

Wir wissen auch, dass wir bei den Opfern dieser Verbrechen von Menschen sprechen, die damals bereits Bürgerinnen und Bürger zweiter Klasse waren. Ihre bürgerlichen Rechte existierten de facto nicht mehr.

Einer von ihnen sagte: „Den schwersten Kampf um mein Deutschtum kämpfe ich jetzt. Ich muss daran festhalten: Ich bin deutsch, die anderen sind undeutsch; ...“

Viktor Klemperers Worte von 1942 würden uns heute erschrecken, wir würden sie heute ganz woanders verorten. Aber sie verdeutlichen vielleicht, wie selbstverständlich aus heutiger Perspektive in unserer Wahrnehmung bereits die Unterscheidung zwischen „uns“ und den „anderen“ ist. Jüdinnen und Juden in Deutschland, auch zu dieser Zeit noch, verstanden sich oft und zuallererst als Deutsche. In unserer Erinnerung aber nehmen wir sie oft und zuallererst als Juden, eben als „die Anderen“ wahr. Wir erinnern uns an die Anderen, die Opfer. Aber warum erinnern wir uns nicht an uns? Es waren Dresdnerinnen und Dresdner, die durch die Straßen getrieben wurden. Wir alle sind uns gewahr, dass der Bezug auf das nationalsozialistische Deutschland, den verbrecherischen Angriffskrieg, die Gräueltaten gegen unterschiedliche Menschengruppen bis hin zum geplanten Völkermord an den europäischen Juden die Entwicklungen in beiden deutschen Staaten und auch nach der Wiedervereinigung bis heute beeinflusst.

Hierbei handelt es sich übrigens um eine Besonderheit: der historische Bezugspunkt in der Bundesrepublik ist und war stets der Nationalsozialismus, also eine zutiefst negative Epoche.

Andere Nationen beziehen sich bei ihren kollektiven Erzählungen und den staatlichen historischen Bezugspunkten auf positive Ereignisse: Frankreich auf die Ausrufung der Republik, Russland und Großbritannien auf den Sieg über Nazi-Deutschland, Polen – gerade aktuell – und Serbien auf die nationale Selbständigkeit. Viele weitere Beispiele wären hier möglich.

Nur Deutschland fokussiert sich auf das größte Verbrechen der Menschheitsgeschichte. Zu Recht, werden Sie mir zustimmen, keine andere Nation hat solche Gräueltaten zu verantworten. Aber lassen Sie uns auch bedenken, dass der Bezug auf ein so schreckliches historisches Ereignis und ein permanenter Bezug auf die gesellschaftliche Verantwortung, die man daher trägt, ganz schön schwer durchzuhalten sein kann. Das zeigt sich deutlich an der so genannten „Schlussstrichdebatte“, die immer lauter und selbstverständlicher von Teilen der Bevölkerung geführt wird.

Auch mit Blick auf die heterogene Gesellschaft, in der wir leben, ist das von Bedeutung: es kommen Menschen nach Deutschland, die mit anderen Geschichtsnarrativen aufwuchsen, die vielleicht aus Ländern kommen, deren Geschichte gesellschaftlich glorifiziert wurde, sich also stets auf Siege und positive Ereignisse bezog.

Die Auseinandersetzung mit diesen unterschiedlichen Narrativen ist manchmal herausfordernd. Aber ich bin überzeugt, dass die Anerkennung und schließlich die Einwebung neuer Narrative einer der Schlüssel zu einer demokratischen und offenen Gesellschaft ist. Das klingt jetzt sehr viel theoretischer als es sein kann. Das Geschichte(n) erzählen – neudeutsch: storytelling – ist ein Baustein eines Gemeinwesens, in dem man hört und gehört wird. Eine Erfahrung, die beidseitig von Bedeutung ist.

Einschub: Diese offene Gesellschaft der Begriff der Migrationsgesellschaft meint keinesfalls, dass wir alle selbst die Erfahrung von Migration innehaben – er macht vielmehr auf die allgemeine Bedeutung von Migration, von der Unterschiedlichkeit der Herkunft, der individuellen und historischen Erfahrung, von Tradition, Religion und Gewohnheiten für alle Teile der Gesellschaft aufmerksam. Mit der Verwendung des Begriffs der Migrationsgesellschaft, der zugegebenermaßen sehr sperrig ist, geht es auch darum, das Bild einer homogenen Gesellschaft – das ja nicht mehr als ein Zerrbild ist - zu hinterfragen.

„Erinnern“, so sagt uns der Duden, ist ein schwaches Verb. Es bedeutet

1. im Gedächtnis bewahrt haben und sich dessen wieder bewusst werden
2. veranlassen, an etwas zu denken, jemanden, etwas nicht zu vergessen
3. etwas bei jemandem wachrufen; wieder ins Bewusstsein rufen

Nach der ersten Definition und Gebrauchsmöglichkeit sind wir gerade dabei, uns von der Erinnerung zu verabschieden. Die Erlebnisgeneration, wie Raul Hilberg es definiert hat, die „Täter, Opfer, Zuschauer“, die etwas „im Gedächtnis bewahrt hat“, ist bereits klein an Zahl und bald nicht mehr unter uns.

Der zweiten und dritten Bedeutung kommen wir bspw. heute und an den Tagen nach, die uns besonders dazu auffordern, etwa auch am 27. Januar. Es wird veranlasst, dass wir uns an „etwas“ erinnern heute an die Ereignisse, die sehr direkt mit dieser Stadt und ihren Menschen verbunden sind. Dieses ‚etwas‘ setzt kein persönliches Erleben voraus.

Zur Entwicklung dieser Kultur einer Erinnerung in beiden deutschen Staaten und insbesondere nach der Wiedervereinigung gibt es zahlreiche und umfangreiche Beiträge. Ich will daher nicht allzu ausführlich darauf eingehen.

Es sei aber doch ausdrücklich erwähnt, dass diese Entwicklung von kontroversen Auseinandersetzungen, gesellschaftlichen Debatten und auch Kämpfen gegen massive Abwehr geprägt war. Was heute so vorbildhaft durch lokale Gedenkzeichen, Erinnerungsorte, kleine und große Gedenkstätten, pädagogische Programme und Spurensuchen bis hin zum Gedenktag am 27. Januar erscheint, ist eine Folge langer gesellschaftlicher Auseinandersetzung. Es hat über 50 Jahre gebraucht, dies zu etablieren.

Das Ergebnis? Es gibt einen gesellschaftlichen Konsens. Ich behaupte sogar: Wir haben einen Erinnerungs-imperativ, ein bindendes Gebot, einen gesellschaftlichen Befehl.

Was geschieht derzeit mit unserem Erinnerungsimperativ?

Die Generation, die eine direkte Verbindung zu den Ereignissen des Zweiten Weltkriegs hat, verschwindet zunehmend. Unsere Unfähigkeit zu trauern, sie war verbunden mit dieser Generation der Zeitzeuginnen und Zeitzeugen, der Erlebnisgeneration.

Die vielfältigen und vielschichtigen Widerstände, sich mit Schuld, Verantwortung und dem eigenen Tun zu dieser Zeit zu befassen, sind ersetzt worden durch den Versuch, die Dimension der Verbrechen zu verdeutlichen, zumeist anhand einzelner individueller Beispiele.

Für viele meiner Generation – ich spreche auch für mich persönlich – war die Begegnung mit Überlebenden prägend. Sie gaben einer Geschichte Gesicht und Gefühl. Diese Begegnungen haben mir die Augen dafür geöffnet, wie sehr diese Zeitgeschichte auch Lebensgeschichte ist.

Die Erzählungen der Zeitzeugen und Zeitzeuginnen waren für mich und viele andere die Motivation, sich mit Gründen, Abläufen und Ursachen der deutschen Verbrechen zu beschäftigen.

Die überwiegenden Teile einer Kultur des Erinnerns im lokalen und regionalen Raum beruhen auf Initiativen, die auf Begegnungen mit Überlebenden gründen. Sie versuchen, dem Leid der Opfer und der Überlebenden, ihrer Erfahrung und ihrer Entwurzelung durch die Schaffung von Orten und Symbolen Raum zu geben, sie zu würdigen.

Der Impuls einer Gedenkkultur, die sich von unten gegen zahlreiche gesellschaftliche Widerstände entwickelt hat, war in der Regel auch ein Gegenentwurf zu den vorherrschenden Zuständen. Sie hat sich stets gegen etwas entwickelt: gegen das Verschweigen der lokalen Geschichte, gegen das Weitermachen nach dem Krieg, gegen das Fortbestehen von Einstellungen. Es ging stets auch um die Kritik an Zuständen, die Debatte darum war aber auch immer ein verbindendes Element.

Heute sind diese Auseinandersetzungen geführt – und sie hatten Erfolg: Die großen Gedenkstätten werden vom Bund und den Ländern gefördert, die Curricula der Bundesländer sehen die Befassung mit dem Nationalsozialismus allesamt intensiv vor (der Gedenkstättenbesuch ist in Bayern obligatorisch), Schulfahrten nach Auschwitz und in andere Lager der Vernichtung gehören zum guten Ton jeder Bildungsanstalt und bildungspolitische Begleitprogramme werden von öffentlicher Hand gefördert.

Es gibt weiterhin zahlreiche lokale und regionale Initiativen und Projekte. Die in bemerkenswerter Zahl vorhandenen pädagogischen Programme und Unterrichtseinheiten sind fundiert. Es gibt eine große Gruppe aktiver und engagierter Menschen, die sich diesem Bereich mit großem Einsatz verschreiben.

Das alles ist gut und durchaus beeindruckend. Und doch wird der gesellschaftliche Konsens, dass die Auseinandersetzung mit der Zeit des Nationalsozialismus ein bestimmender Teil unseres Selbstverständnisses ist, brüchig.

Derzeit wird in Deutschland dieser Konsens über die Bedeutung der Verbrechen im Nationalsozialismus und die Konsequenzen daraus durch Populisten und bereits im Parlament vertretene Politikerinnen und Politiker öffentlich wirksam in Frage gestellt. Zur durch diese Populistinnen und Populisten geforderten Kehrtwende in der Erinnerungskultur kam jüngst die Behauptung hinzu, die Zeit des Nationalsozialismus sei lediglich ein „Vogelschiss“ in der deutschen Geschichte. Vom Vorsitzenden der größten Oppositionsfraktion im Deutschen Bundestag.

Deutschland gilt weiterhin als „Erinnerungsweltmeister“; dafür stehen die zahlreichen Institutionen, die Gedenkzeichen, die vielfältigen Initiativen und Programme, die Gedenktage und ihre Rituale. Wir müssen aber gleichzeitig verstehen, dass uns der obligatorische Besuch einer Gedenkstätte nicht immun gegenüber menschenfeindlichen Sichtweisen macht. Gerade weil es sich nun nicht mehr um Zeitgeschichte, sondern um Geschichte handelt, wird die Frage nach der Erinnerung und nach dem Sinn der Erinnerung an diese „Geschichte“ drängend.

Ohne Zweifel bietet die Beschäftigung mit einzelnen Lebensgeschichten aus dieser Zeit – Opfer- wie Täter- und Täterinnenbiographien, aber auch der Geschichte von Mitläuferinnen und Mitläufern – zahlreiche Ansätze, sich über Mechanismen von Ausgrenzung und Entmenschlichung bewusst zu werden. Anhand der Darstellung unterschiedlicher Biographien und Lebenssituationen ist es möglich, einen Zugang zu geschichtlichen Situationen und Ereignissen zu eröffnen. Auch wenn dies inzwischen ein Allgemeinplatz ist, sollten die Möglichkeiten dieses Zugangs auch hier betont und geschätzt werden.

Die durch biographische Zugänge möglichen Perspektivwechsel sind ebenso probate und vielfache genutzte Methode, sich vergangenen Situationen und Umständen zu nähern. Die damit einhergehende Emotionalisierung sollte dabei aber verbunden bleiben – vielleicht auch wieder stärker verbunden werden – mit der Vermittlung von Fakten.

Wir beobachten heute, wie schnell sich Narrative auch in diesen Bereichen wandeln. Ich habe bereits eingangs darauf hingewiesen, wie schnell wir – unbewusst – bestimmte Kategorien der Ausgrenzung durch unsere Art des Erinnerns und auch durch unser ex-post-Wissen festzuschreiben.

Der Imperativ des Erinnerns hat sich mit den Jahren verändert. In den frühen Zeiten hieß er: „Nie wieder!“. Heute, in Zeiten, in denen wir feststellen, dass Verbrechen an Minderheiten bis hin zu Völkermorden auch weiterhin und vor aller Augen stattfinden, wird diese Aufforderung ersetzt durch die Botschaft, man solle „aus der Geschichte lernen“. Ein „Nie wieder!“ war gut gemeint, haltbar war es nicht. Es ist immer wieder passiert. Nicht bei uns, aber in der Welt.

Die schleichende oder offensichtliche Verschiebung von Normalität sichtbar zu machen, erscheint mir ein wichtiger und heute wieder stärker zu betonender Bestandteil des Erinnerns zu sein. Wenn im achtzigsten Jahr nach der Reichspogromnacht in einer deutschen Stadt Menschen aufgrund ihres Aussehens und ihrer Herkunft durch die Straßen getrieben werden, spüren wir alle, wie gefährlich eine Selbstgewissheit über von uns gezogene Lehren aus der Geschichte ist.

Es gibt prägnante historische Beispiele über Normenverschiebungen, etwa durch die Nürnberger Gesetze, und wie sie sich im Alltag bemerkbar machten. Solche Verschiebungen werden getragen und durchgesetzt von alltäglichem Handeln – und zwar nicht von wenigen, sondern von einer Mehrheit in einem großen gesellschaftlichen Umfeld.

Ein Erinnern, dass sich im reinen Gedenken an die Opfer der Verbrechen erschöpft, ist nach unserem Imperativ, dass wir „aus der Geschichte lernen“, zu wenig. Die Historie muss wieder stärker als bisher von der faktischen Seite, von der Realgeschichte betrachtet werden. Das Wissen um Bedingungen, Wirkungsweisen, Abläufe, die Dimensionen und Verstrickungen gehört zu diesem Erinnern unabdingbar dazu. Ansonsten werden unsere Geschichtsbilder weiter und mehr noch als bisher geprägt werden von Fernsehserien wie „Unsere Mütter, unsere Väter“, an deren Ende wir gemeinsam feststellen, wie schlecht der Krieg war und das wir schließlich doch alle Opfer geworden sind. Wessen Opfer? Das wollen und werden wir dann nicht mehr wissen.

Unserer repräsentativen Studie „MEMO Deutschland – Multidimensionaler Erinnerungsmonitor“ zum Status quo der Erinnerungskultur in Deutschland, die wir zusammen mit dem Institut für interdisziplinäre Konflikt- und Gewaltforschung an der Universität Bielefeld durchgeführt haben, zeigt, wie sehr sich dieses Bild schon gefestigt hat.

Rund 18 % der Befragten gibt an, ihre Vorfahren hätten in dieser Zeit wohl potentiellen Opfern geholfen. Etwas mehr als die Hälfte der Interviewten berichtet, unter den Verwandten Opfer des Zweiten Weltkriegs zu haben. Aber nur knapp 18 % der Befragten bejahen, dass unter ihren Vorfahren möglicherweise Täter des Zweiten Weltkriegs waren.

Wenn in der Mehrheit der in Deutschland lebenden Familien die Zeit des Nationalsozialismus in der Familiengeschichte eher als Zeit einer Opfer- oder Helfergeschichte tradiert wird und Täteraspekte mehr und mehr verschwinden, sollten auch Formen der Erinnerung auf diese Änderungen reagieren.

Unsere Studie zeigt, wie weit das persönliche Erinnern an die Verbrechen der Nationalsozialisten – und die Weitergabe dieser Erinnerung – abweicht von den historischen Ereignissen.

Ein Ergebnis übrigens, dass Jana Hensel in der „ZEIT“ kommentiert hat, unter der Überschrift „Opa war kein Held“:

Viele Deutsche glauben, ihre Vorfahren hätten während der Nazizeit NS-Opfern geholfen. Das zeigt: Unsere Erinnerungskultur ist nicht weltmeisterlich. Sie ist gescheitert.

Der Artikel wurde in den ersten 24 Stunden über 200.000mal angeklickt. Es gab über 2.000 Kommentare – und zwar nicht nur die – leider muss man sagen – üblichen Hasskommentare. Das Thema ist also offensichtlich sehr aktuell.

Dieses Ergebnis soll uns Warnsignal sein, weil wir wissen, dass es eben nicht so war. Normalität war, mitzumachen.

Wie sehen also Zugänge zu diesen Themen in der kommenden Zeit aus? Wir wissen um die Bedeutung der Begegnung mit Überlebenden. Wir wissen um die Bedeutung der persönlichen Erzählung, von jemanden, der „wirklich dabei war“. Sie ist heute nur noch eingeschränkt und bald gar nicht mehr möglich. Wir wissen – auch aus unserer Umfrage – um die Bedeutung der authentischen Orte.

Die Glaubwürdigkeit – oder Aura – authentischer Orte findet sich aber nicht nur an den Orten der Verfolgung selbst; sie existiert oft und immer noch direkt vor unserer Tür. Heute hier in Dresden, in Berlin, wo ich lebe, in NRW wo ich aufwuchs, jüngst in Chemnitz.

Wir werden uns erinnern, aber wie wir uns erinnern werden, werden wir auch an diesen Orten sehen.

Ich bin überzeugt, dass wir eine bestimmte Art der Erinnerung sehr ernst nehmen sollten. Ich habe bereits darauf hingewiesen, dass wir sehr konkrete Bezüge von „Lehren aus der Geschichte“ haben; sie sind uns nur nicht (oder nicht mehr) bewusst. Wir spüren sie häufig. So ist die föderale Struktur der Bundesrepublik – heute vielfach gescholten, kaum noch gelobt – eine sehr klare Antwort auf die zentralistische Machtstruktur des Führerstaates. Und das Grundgesetz ist eine sehr klare Antwort auf den Nationalsozialismus.

Dies erscheint nun sehr abstrakt. Aber Lehren aus der Geschichte zu ziehen, also ein aktives Erinnern, heißt auch, die Errungenschaften einer liberalen und pluralistischen Gesellschaft zu sehen, anzuerkennen und sie zu verteidigen.

Dem Erinnern muss Aktion folgen, andernfalls erschöpft sie sich in einer reinen Symbolik. Daher bedeutet ein aktives Erinnern auch, sich gegen eine schleichende Normalisierung einer Werteverchiebung hin zur Hierarchisierung bzw. Ausgrenzung von Menschen zu wenden. Der Klassifizierung und Abwertung von Menschen im Rahmen einer ökonomischen Verwertbarkeit entgegenzutreten. Aber auch, die Möglichkeiten einer liberalen Demokratie zu schätzen, zu schützen und zu nutzen.

Die Weimarer Republik, die genau zwanzig Jahre vor dem 9. November 1938 entstand, – heute vor 100 Jahren – ist eben nicht an der Stärke ihrer Feinde, sondern an der Schwäche und Uneinigkeit der Demokratinnen und Demokraten zugrunde gegangen.

„Erinnern“ hat auch noch eine vierte Bedeutung, die ich Ihnen vorhin vorenthalten habe: es heißt auch

durch seine Ähnlichkeit ins Bewusstsein bringen

Bis vor kurzer Zeit war ich sehr fest davon überzeugt, dass wir eine tief verwurzelte, auf großes zivilgesellschaftliches Engagement fußende Kultur des Erinnerns haben. Sie zeigt sich in der Etablierung von überregionalen Ritualen, aber mindestens genauso in einer regionalen und lokalen Verankerung, die sie authentisch, stark – und eben nicht nur symbolisch – macht. Seitdem ich die Aufnahme gesehen habe, nicht aus einem Hinterzimmer oder hinter verschlossenen Türen, sondern aus einem gut gefüllten Bierzelt – wo die vermeintlichen Schuldigen für welche Misere auch immer erkannt wurden und johlende Bierzelt-Besucherinnen und –Besucher ihre Lösung parat hatten: ein grölendes „Ausweisen, Ausweisen“ – bin ich nicht mehr ganz so sicher. „Worte können wie winzige Arsendosen sein.“

Etwas durch seine Ähnlichkeit ins Bewusstsein bringen – auch das heißt erinnern. Ich bin weit davon entfernt, die Situation in Deutschland heute mit der von 1933 zu vergleichen. Geschichte wird sich nicht wiederholen. Es gibt aber Analogien, Ähnlichkeiten, die uns ins Bewusstsein kommen sollten. Sie betreffen die Wertverschiebungen und neuen Normalitäten, die unser Zusammenleben bestimmen, und die schleichend Raum greifen.

Vor der Gewalt kommt immer Ausgrenzung. Sie beginnt in der Sprache, zeigt sich im „Wir“ und den „Anderen“, geht weiter mit der Hierarchisierung, endet schließlich in der Abwertung, dem Unwert. Rassismus, Antisemitismus, die Ausgrenzung und Diffamierung von Minderheiten – oder einfach den „Anderen“ – all das stellt den Grundkonsens unseres Zusammenlebens infrage. Sie erodieren und gefährden unseren gesellschaftlichen Zusammenhalt

Demokratie ist schwierig und mühsam. Sie ist sogar riskant. Denn sie trägt die Möglichkeit in sich, sich selbst abzuschaffen. Orte und Einrichtungen der Erinnerung – wie Gedenkstätten, aber auch etwa die Stiftung EVZ – werden daher auch Lernorte und Trainingsplätze zur Stärkung von demokratischen Werten, zur Erprobung und Erfahrung von Mitwirkungs- und Einflussmöglichkeiten sein.

Basis und Grundpfeiler einer Kultur des Erinnerns sind aber mehr noch das nachhaltige und kontinuierliche bürgerschaftliche Engagement. Ohne dies gäbe es heute zahlreiche bekannte und öffentlich geförderte Erinnerungsorte nicht. Das Haus der Wannseekonferenz, die Topographie des Terrors, nicht zuletzt das Denkmal für die ermordeten Juden Europas entsprangen bürgerschaftlichem Engagement. Politik und Verwaltung haben erst nachfolgend auf diese Anstöße reagiert. Erst in diesem Zusammenspiel konnten diese Orte zu der Bedeutung – auch als Lernorte – gelangen, die sie heute haben.

Das ist aber kein abgeschlossener Prozess. So wie in der Gründungsphase diese Orte Anstoß erregten, weil sie verschüttete oder neue Aspekte thematisierten, weil sie irritierten und weil sie verdrängte Dinge wieder ins Bewusstsein riefen, so benötigen wir auch heute und weiterhin Impulse, Irritationen. Sie sind weiterhin dringend notwendig, um neue Themen, neue Fragen, neue Anstöße von neuen Generationen einzubinden. Und das wird vermutlich, wie in der Vergangenheit, Debatten und öffentliche Kontroversen auslösen. Aber genau das brauchen wir. Das zeichnet eine lebendige Kultur des Erinnerns aus.

Die Stiftung EVZ versteht sich dabei als Förderer, als Partnerin der wertorientierten Zivilgesellschaften, die sich nicht nur in Deutschland, auch in Europa, in Israel und den USA für offene Gesellschaften einsetzt. Der Name unsere Stiftung ist dabei Programm: in Erinnerung an die Opfer des Nationalsozialismus übernehmen wir Verantwortung und gestalten die Zukunft. Ziel der

Stiftung EVZ ist es, eine lebendige Erinnerungskultur mit innovativen Formen und frischen Ansätzen zu schaffen.

Eine „Erinnerung 4.0“ muss es allerdings schaffen, alle in Deutschland lebenden Menschen zu erreichen, deren Narrative einzubeziehen und Erinnerung nicht als Schuldenlast, sondern als Verantwortung gegenüber der Menschlichkeit zu verstehen. Es braucht neue Ansätze, vielleicht müssen wir all unsere bildungspolitischen Konzepte gründlich hinterfragen, vielleicht sogar neu erfinden. Es sollte allen möglich sein, an der Auseinandersetzung mit Geschichte teilzuhaben und damit auch an der Gesellschaft.

Erinnerung bleibt so lange bestehen, wie sie „erfahrbar“, „fühlbar“ bleibt.

Ziel muss es also sein, Erlebnisse (und damit potenzielle Erinnerungen) zu kreieren, in denen die unterschiedlichen Menschen einer Gesellschaft mitgestalten und mitfühlen können. Und vielleicht bietet hier sogar der zunehmende zeitliche Abstand zum historischen Ereignis eine Chance für einen breiteren Zugang.

Wir behaupten derzeit ja Unterschiede durch die Verortung. Wer hier aufgewachsen, seine familiären Wurzeln hat, ist nach unserer landläufigen Meinung eher und besser in der Lage, sich mit der Geschichte dieses Landes auseinanderzusetzen als Neuankömmlinge. Aus Schule, Begegnungen, aus der Familie – so geht es mir jedenfalls – wissen wir aber, wie weit entfernt diese Zeit jüngerer Menschen heute vielfach erscheint. Sie ist nicht mehr, wie für meine Generation, Zeitgeschichte, sondern wird Historie.

Kann nicht jemandem, der über eine eigene Erfahrung von Ausgrenzung, von Abwertung, von Diskriminierung und Verfolgung verfügt, und der mit diesen Erfahrungen nach Deutschland gekommen ist, mindestens ebenso ein Zugang zu den historischen Ereignissen im nationalsozialistischen Deutschland und seinem Weg dorthin gelingen? Liegt diese Erfahrung ihm in gewisser Weise nicht sogar näher?

Das United States Holocaust Museum hat vor einem Jahr das Schicksal von Mansour Omari in einer Ausstellung dokumentiert. Der Journalist hat Haft und Folter in Syrien überlebt; auf einem Stück Stoff hat mit Tinte aus Blut und Rost die Namen seiner 82 Mitgefangenen aufgeschrieben und aus dem Gefängnis geschmuggelt. Nach seiner Flucht hat er Gedenkstätten an den Holocaust in Deutschland besucht und danach überlegt, wie er auf das brutale Regime, das er überlebt hat, auf das Schicksal seiner Mitgefangenen aufmerksam machen kann – und wie solche extremistischen Ideologien bekämpft werden können.

Elie Wiesel, Friedensnobelpreisträger, Überlebender des Holocaust, hat in das Gründungsdokument des US Holocaust Memorial seinen Auftrag geschrieben:

“A memorial unresponsive to the future would violate the memory of the past.”

Ein Gedenkort, der sich der Zukunft verschließt, würde die Erinnerung an die Vergangenheit verletzen.

Wie wir uns erinnern werden? Vielfältig und unterschiedlich. Aber die Erinnerung an Ausgrenzung und Diskriminierung, an Verfolgung, Abwertung und schließlich unermessliche Gewalt kann nicht folgenlos sein.

Daran wird sich messen, wie stark die Verbindung von historischer Erfahrung und gesellschaftlichem Bewusstsein, wie stark unser gesellschaftlicher Konsens ist. Und das hängt auch davon ab, wer sich erinnert.

Herzlichen Dank